

Stiefmutter.

Von H. Andree.

Es war eine ausgezeichnete Partie für sie. Ihr Bruder, der Hauptmann a. D., glaubte es ihr nicht oft genug verschüchtern zu können. Mitternachtsbesucher, von Adel, Wäcker mit einem reizenden Lächeln von acht bis neun Jahren — oben auf noch immer ein schöner Mann in der zweiten Hälfte der vierzig. Er sollte in seiner ersten Ehe viel ausgestanden haben von der Eifersucht der Watterin; vielleicht hatte er ihr Veranlassung dazu gegeben. Die Watterin zehn Weiten in der Runde hatten darauf geschworen, daß er dem Stiefmutter nie eine Stiefmutter gäbe. Er hatte es indes satt, mit Hausdame und Erziehern zu wirtschafte; er wollte eine Frau haben für sich und eine Repräsentantin für sein Haus. Als er ansah, Stephanie auszuzeichnen, sprach er sich offen darüber aus, gleich hat dem Hinterschmeißer, daß sie gerade für ihn paßt: fünf- unddreißig, stattliche Erscheinung, keine Manieren und das einzige Temperament, welches der nervösen, launenhaften Schwägerin, Frau Kauffmann a. D., standhalten vermochte.

Stephanie fand während der vierundzwanzig Stunden, die man ihr Bekanntschaft ließ, nicht das geringste an Herrn von Behr anzusetzen, höchstens, daß er an ihrem Herzen vorüberging, ohne es kalt oder warm zu machen. Was ihr an ihm gefiel, das war die fast rüchliche Offenheit, mit welcher er sagte: „Sie werden als Stiefmutter meiner Eva keinen leichten Stand haben. Alles, was ich tun kann, ist Ihnen freizustellen, den kleinen Trost auszureichenden; nur müßen Sie immer im Auge behalten, daß das Kind mein Liebtchens auf der Welt ist.“

Die ging nicht lange mit sich zu Rat. Ob sich doch ein Erlaubnis, der Selbstverleugung, Zurechtweisung und Pflichterfüllung, in weiterer Umgang, als sie die im Hause ihres Bruders über konnte. Sie sagte ja, und Herr von Behr lächelte ihr dankbar die Hand.

Wer sie nicht kühn und überläßt nichts von ihr wissen wollte, das war das niedliche Götchen. „Geh will keine Stiefmutter haben.“

Mamsell, Stubenmädchen und Köchin hatten sich der Reihe nach gemeldet; ihre das Köpfchen zu halten für Schamergefühlen von Stiefmutter. Sie wußte so ziemlich, was ein verwahrlohtes Kind von denen zu erwarten hat! Sie war sehr unglücklich und schmollte gute vierzehn Tage mit dem hartboztigen Papa, dessen Gesandte diesmal gar nicht anfliegen wollten; so viele und schöne es waren. Nur als die Stiefmutter wirklich einzog, und die Bekanntschaft mit einem Kind aufhören, schmeichelte Götchen sich wieder in die väterlichen Arme, voll Zammer, daß diese „neue Mama“ bestimmt erlernt hatte, es wäre nicht ihrer Art, Herzen mit Bescherten zu gewinnen.

„Denk mal an, Papa, nun hat sie auch die Köchin entlassen!“ schwatze die kleine mit der Wärme einer erfahrener Angeberin. „Mamsell — Vina — Cusie, alle haben sie fort müssen. Sie ist doch nicht Herr im Hause! Das ist mein Papa —“

„Ach, laß mich zurechtfinden, kleiner Bekannter!“ entgegnete Herr von Behr verächtlich. Sie wurde ihm lächelnd mit dem ewigen Kindentisch, vielleicht nur, weil ihm die ganze Art der neuen Herrin gefiel. Er konnte ja ordentlich stolz auf sie sein. Sie energisch sie alles angreift, und wie freundlich und ruhig sie dabei bleibt! Sie hatte die sonnigen blauen Augen, und bei dem ersten Diner, welches sie gab, hatte sie durch ihre anmutige Vornehmheit sämtliche jüngere Tamen ausgetrieben. Man war allgemein entsetzt gewesen von seiner Wahl. Trotzdem konnte er sich diesmal nicht enthalten zu bemerken: „Nun, Stephanie, wie ich höre, rümpelst du gründlich unter dem Gefinde auf.“

Man war gerade zu Tisch gegangen. Die junge Frau trug die Suppe auf. Es entging ihr nicht, daß Götchen schuldlos rot wurde; sie sah indes freundlich zu ihrem Manne herüber und sagte: „Es tat recht. Ich glaube aber, daß ich fertig damit bin.“

Mit dem neuen Dienstpersonal Mamsell und Köchin, außer der armen, kranken Erzieherin, die sich drei Jahre lang von Götchen mitzusträuben hatte tyrannisieren lassen, weil sie keinen anderen Unterstützungspunkt auf der Welt hatte, war der kleine Herr, vergnügt in dem Dienste der Familie Behr, der einzige, an dem die „neue Gnädige“ nicht scheitern konnte. Eva, die sonst gar mit ihr ausgekommen war, konnte ihn jedoch nicht leiden, weil er sich des Wohlwollens der Stiefmutter erfreute.

„Du, hören Sie mal, Fräulein!“ sagte er gelegentlich zu ihr (er nannte sie „Sie“, wenn er ärgerlich war). „So 'ne Mama wissen Sie im ganzen Leben nicht wieder.“

„Auch schon 'ne Stiefmutter, die kriegt man doch alle Tage,“ trotzte Götchen.

„Das hat dich die alte Mamsell in den Knopp gefügt. Unsere Gnädige ist ja das reine liebe tägliche Brot.“

„Zuwohl — weil sie dich nicht fertigjagt hat, alter Baci!“

„Und warum nicht, Sie, Fräulein? Weißt ich so 'nen dummen Dingen, wie unserem Götchen, keine Klappen in den Knopp sey' von Stiefmutter und so'n Zeug. Ich will dich was sagen, Götchen, wenn die neue Gnädige eine gewisse Wair' wie — no ich will dich das nicht antun, wie we — von selbstens wür' ich denn schonst gegangen. Für all das Götchen, das Spionieren und das Geheiß — Herzil! Ne, das hab' ich dich gefügt und dein Papa auch. Der liebe Herrgott wird wohl gewußt haben, was er tat, als — na, ich will mich nicht die Jung' verdrängen. Aber das meißt dir man, Götchen, deine neue Mama, die tut keiner Plieg' mich unrecht.“

Götchen fiel nicht ein, sich das zu merken. Sie war recht ungenugend, oft bis zur Völkerei. Einmal, bei Tische, gab sie eine so niederrückige Antwort, daß Papa blaß wurde. Die Mama, der sie gelohnt hatte, sagte ganz ruhig zu der Erzieherin: „Bitte, Fräulein Berger, führen Sie Götchen auf ihr Zimmer! Sings wird ihr die Suppe dorthin tragen.“

„Aber Fräulein Berger soll bei mir bleiben!“ mangelte die Delinquentin dasnächste.

„Und kommen Sie gleich wieder herunter, damit der Braten Ihnen nicht kalt wird.“ Als die Götchen den Augenblick allein waren, legte die junge Frau die Hand auf die Schulter des hoffenden Vaters; „Gütliche nichts, Eberhard! Ich vergesse nicht, daß sie dein Liebtchens auf der Welt ist.“

„Ja, ja — ich hab' ja Vertragen zu dir,“ murmelte er besonnen von dem wahrheitsvollen Blick ihrer blauen Augen.

Nach Tische hielt Papa seine Aufmerksamkeiten in Mamas Wohnstube, wo er sich auf der Charistologie konzentrierte, während Mama auf dem Schattentisch saß und ihm vorlas. Da freute Götchen, die Erzieherin zur Dedung hinter sich, das Köpfchen durch die Portiere. Pappas Anwesenheit in diesem Räume hatte sie schon früher erfahren; er pflegte sonst im diese Zeit in sein Zimmer zu verschwinden.

„Darf Götchen herinkommen, gnädige Frau?“ fragte die Erzieherin unklar. Sie möchte abtöten.

„Sicherlich.“

Die kleine starrte ziemlich selbstbewußt auf den Vater zu und brummte so obenin etwas von „nicht wieder tun.“

„Na, ja —“ Er wollte ihr nach alter Gewohnheit vorwärts die Waden streichen, da sagte ein Blick von seiner Frau ihm in Verlegenheit. „Du kleine Unart.“ verbeßerte er sich schnell, und drehte sie ladend den Schultern anders herum. Dort hat Mama! Es kommt hier an die falsche Adresse.

Eva nickte die Lippen ein und richtete sich nicht vom Tisch.

„Ich hab' die junge Frau nach einer kleinen Pause, Götchen will es sich noch ein Weilchen überlegen.“

„Nein! —“ Die war dicht daran, mit den Füßchen zu stampfen.

„Nun, dann gib mir deine Hand und sage nichts als: Mama, es war unrecht von mir!“

Das milde, durchgeseifte Gesicht, der gültige Blick, die ruhige, aber erschöpfende Sprache der Frau, wirkte stark auf das eigenwillige Kind, das sich unbewußt dieser fremden Überlegenheit unterordnete. Sie sprach es nach, stehend, das Händchen heiß und zitternd in den schlanken, schlanken der Frau. „Ich will es ganz gewiß nicht wieder tun!“ sagte sie aus eigenem Bedingnis hinzu, laut ausschlagend. Herr von Behr wollte aufspringen, um seinen kleinen Abgott zu beruhigen; doch hielt ein Blick seiner Frau ihn zurück. Sie zog das Kind auf ihrem Schoß, lehnte sein Köpfchen an ihre Brust und unterbrach mit ihrem Wort das erneuerte Weinen. Als es schließlich von selbst verstummte, sagte Stephanie zu ihrem Manne: „Ich sollte dich ja heut' nach den Dieselweilen beglücken. Götchen fahne vielleicht gern mit. Kennd ich dich dort einen ganzen Graben voll Bergglockenmöhren. Wollten wir welche pflücken, Götchen?“

„Ach ja, Mama!“ Der helle Sonnenschein bestrahlte sie über das reinweine Gesichtchen: herrlich daß! Sie wollte sich gleich fertig machen. Ihr hübsches störrchen nähme sie mit —

— Als dann die drei über den Hof gingen, wachen ganz manierlich neben der Mama, auch der alte Mann

ihnen nach; Ne, so was war bei der ersten Gnädigen nicht vorgekommen! Von der Zeit an gab Götchen sich Mühe, artiger zu werden. Es gelang ihr nicht immer. Sie hatte ein hitziges Temperament und war nie zur Selbstbeherrschung angehalten worden. Es gab manchmal noch recht empfindliche Strafen. In solchen Fällen hatte der Groll gegen die Watterin der Stiefmutter natürlich freien Lauf; er blieb aber zum Glück in den vier Wänden der kleinen Kammer, wo gebüßt wurde. Höchstens, daß Fräulein Berger dann ein wenig davon an den Kopf geschmettert bekam. Einmal vor es sehr schlimm. Mama wollte mit Götchen in den Wald gehen, um Pilze zu juchen. Bei der Unterthürung betrug die kleine sich ungezogen. Mama kam darüber hinzu, ihr Urteil lautete: Zu Hause bleiben! Eva weinte nachher bittere Tränen in ihr Taschentuchchen, die wirklich mehr nach Schmerz als nach Groll schmeckten. Zufällig — vielleicht war es nicht zufällig — kam Mama herein, kurz vor ihrem Fortgehen. Eva drehte den Kopf nach der Wand. Sie wollte nicht zeigen, daß sie geweint hatte. Als sie aber hörte, wie sonst und freundlich Mama sprach zu Fräulein Berger, fürchte sie aus ihrer Ecke herout und unklammernd sie leidenschaftlich; „Ach, Mama, liebe Mama! Ich wäre für mein Leben gern mit dir gegangen.“

„Dann komm mit, mein Kind! Ein herabes Unrecht ist bald gefügt.“

Gegen Abend kam Götchen mit Mama zurück; beide glücklich, heiter, beladen mit allerlei aus dem Wäldchen. Herr von Behr, der gerade auf dem Hofe stand, ging ihnen entgegen. „Da sind ja meine Küchlein!“ scherzte er. „Warum hast ihr mich nicht mitgenommen? Ein anderes Mal bitte ich es mir aus.“

Eines Mittags sagte er munter zu seiner Frau: „Ein herrlicher Tag heut', Stephanie! Wollten wir nicht zusammen nach der Schneidelei reiten? Ich habe dort ja tun.“

„Denn kann ich nicht, lieber Freiwild!“ entgegnete sie. „Ich habe Götchen eine halbe nach dem Linofe versprochen, sie hat sich schon mit ihren Schularbeitern darauf eingerichtet.“

„Nun, ich denke, das kann verschoben werden!“

„Wieder nicht, Eberhard! Kinder nehmen es sehr genau mit Versprechungen von Erwachsenen. Außerdem möchte ich, daß besonders Götchen sich stets auf mein Wort verlassen kann.“

Herr von Behr brummte etwas vor sich hin. Er gab den Hint auf, um ihn den nächsten Tag mit seiner Frau zu machen.

Während der Roggenernte war Herr von Behr viel auf dem Felde. Seine Frau und Eva kamen ihm auf den kürzeren Strecken geduldig entgegen. Als er eines Abends allein nach Hause kam, hörte er in der Stoppel die Stimme seiner Tochter, die sich mit dem „Bauernmädchen“ unterhielt.

„Du bist mal dumm, Kikel! Sie ist doch keine Stiefmutter.“

„Na, im Dörp seggen de Bild dat —“

„Die wissen recht was! 'ne Stiefmutter ist immer alt und häßlich und gänzlich und sperrt die Kinder in den Stall. Meine Mama aber, die ist jung und schön und sonst. Sie nimmt mich immer mit, wo es hübsch ist. Ich antizipiere mich viel besser bei ihr als bei Papa und Fräulein Berger. Ne, ich hab' sie sehrrechtlich lieb, das sag' ich dir!“

„Zu dat de Wädglückheit!“ wundert sich das Bauernmädchen mit ihrer bannigen Geimasse. „Ich kann de gnädig' Frau oft besser leiden als den gnädigen Herren. Aber mit di es dat ammers; du büßt de Steepdokter —“

„Das ist nicht wahr!“ erwiderte Götchen st. „Ich bin Mamas wirkliche Tochter; sie hat es gesagt. Ich kann sie so lieb haben, wie ich will — lieber noch als den Papa.“

„Ei der Kacker!“ lachte der Bauer in seinem Wirt.

Bei der nächsten Gelegenheit erzählte er es seiner Frau.

„Du bist schlimmer als eine Stiefmutter!“ neckte er sie dabei. „Eine Hege bist du. Das Herz meines Kindes machst du mir absperrend. Siecht das in unserem Kontrakt? Ne, und erst das meine! Jung hast du es gemacht, jung und froh.“

Er hatte den Arm um ihren Hals gelegt und wollte sie auf den Mund küssen. Sie errotete; etwas wie Wehmut oder Bitterkeit zudte durch ihr Äußeres, als sie sich ohne Hofst von ihm losmachte: „Auch das sieht nicht in unserem Kontrakt,“ sagte sie leise.

Es kam eine Zeit, da Herr von Behr etwas von Eifersucht gegen seinen Lächelchen verfiel. So freundlich und zart seine Frau ihn auch umgab, er fühlte doch heraus, das Kind ging ihr vor. Einmal, als Eva in ihrer überschweifigen Art die Mama hielt und drückte und küßte, sagte er ärgerlich: „Genuß, genug, Wädglück! Du willst sie wohl aufleßen!“

Zu Evass elften Geburtstag wurde ein kleines Fest gegeben. Es fiel sehr hübsch aus. Auch tante Engelganz war gekommen. Die Schenke ihr unter anderem, daß sie sie, nicht ihr Ergieherin, für den Monat August nach Thüringen mitnehmen wollte. Der Papa ging bereitwillig darauf ein; aber Götchen machte eine zweifelnde Miene.

„Ne, wenn Mama mitkommt!“ sagte Eva zögernd.

„Das lieh sich nicht gut machen. Sollte der arme Papa denn ganz allein bleiben? Tante Engelganz und Fräulein Berger malten ihr das schöne Thüringen in den leuchtendsten Farben; Mama erzählte ihr den Abend ein paar reizende Geschichten von dem Schwärzental und den herrlichen Wäldern — Götchen reiste also.“

Herr von Behr fand seine Frau etwas still und zu behutend genügt, seitdem sie mit ihm allein blieb. Er hingegen befand sich in einer wahren Prätentia-Flamme. Es waren entzündliche Wesen, die er sie ganz für sich hatte. Wenn er ihr das sagte, erwiderte sie jedesmal:

„Götchen bombardierte inzwischen die Mama mit Briefen, von denen keiner unbeantwortet blieb, obgleich sie nichts weniger als Einzelnen über Thüringens Schönheit enthielt: „Der dumme Wald! Necht was. Der zu Hause, wo sie mit Mama Pilze und Hasen juchen ging, war viel schöner. Ein Glück, daß sie bald nach Hause kamen.“

„Morgen bekommen wir unseren Kolbold wieder!“ sagte Herr von Behr zu seiner Frau. Sie lachte: „Ich freue mich schon darauf.“

„Na, es war doch recht nett —“

„Wir beide allein zu Hause. Einen mußst du ja immer vernehmen. „Lauter de mear!“ kam ich nun an die Reihe. Ach, Stephanie! Ich kniff sie verwehnen worden.“

„Nun erjehmal! Ich hab' dich ja nicht in der Klemme gefangen!“

Herr von Behr war ein sehr freundlicher Mann und liebte es, seinen kleinen Abgott zu juchen. Er wurde ganz angeregt dabei, daß Stephanie seine Hand nahm und sie freier ließe, als ob sie es mit Götchen zu tun hätte.

„Aber — du liebst sie, als du sie zum Weibe nahnst!“

„Vernarrt war ich in sie, wie nahder in das Kind. Als sie tot war, dachte ich meinem Schöpfer für diese einzige verheißene Lösung des entsetzlichen Konfliktes. Es gibt eben zwei Arten von Liebe, eine gute und eine böse. Die gute ist die echte; sie allein macht glücklich.“ Er zog sie an sich und hielt sie lange still an seiner Brust.

Als der Wagen vom Bahnhof kam mit Götchen und der Erzieherin, trat Herr von Behr an der Seite seiner Frau auf die Freitreppe. Von weiten winkte und flatterte ein Taschentuchchen. Papa stand mit einem Sage unten, ehe der Wagen noch hielt. Er hob Götchen heraus und erlebte es, daß sie sich aus dem Arm losmachte, ehe er sie küßen konnte: „Mama!“ Es war ein freudenschrei, der den Mann erschütterte. Die Stiefmutter und das Kind hielten sich prächtios umschlingend — bis er fingiert und sie beide mit seinen Armen umschloß: wen er am stärksten und am feurigsten küßte, er wußte es nicht.

„Nachdem sie den Schein empfingen, zog die Watterin einen Taler aus der Tasche und überreichte ihn dem König mit dem Worten: „Unser Schatz nimmt für alles zwei Taler, oder Sie sind 'n reicher Mann. Sie werden's ja wohl für einen tun.“

„Zahlreicher Einbruch.“

Nichter: „Angeklagt, was haben Sie darauf zu sagen?“

„Ich bin unversehens eingebrachen.“

Nichter: „Unversehens! Wie können Sie einen Einbruch unversehens begangen haben! Reden Sie doch nicht solchen Unsinn!“

„Unjust, gornicht. Ich wollte neben anbrechen.“

„Was sagt'st. 24 Jahre verheiratet und jedes Jahr die Wohnung gewechselt! Da können Sie ja nächstes Jahr Ihre wohlverdienende Heirat feiern!“

— Zweierlei. Ach, Herr Doktor, sieht man Sie auch wieder einmal! Wie geht's? Immer noch bei guter Laune, wie ehedem?“

„Danke, ja!“

„Und die gnädige Frau?“

„D... die ist auch immer gut — bei Tamen!“

„Ja, sie soll, sie muß sich schonen!“ rief Herr von Behr. „Ich will sie nicht verlieren — um keinen Preis.“

Er mußte sie mit Gewalt aus dem Krankenzimmer holen. „Was gibt es, lieber Mann?“ fragte sie verumbert. „Klingst du dich um das Kind? Fasse nur Mut —“

„Um dich ängstige ich mich, um dich — hörst du? Ich will dich festhalten, hier — in meinen Armen —“

„Und — dein Liebtchens auf der Welt?“ fragte sie erschüttert.

„Du bist es, du, du!“ Die Stimme versagte ihm. In seiner Brust arbeitete ein gewaltiges Schluchzen. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter, zum ersten mal an seine freien Seiten: „Tante, Eberhard, daß du mich liebst! Ich schme mich danach, häufig ichon. Die Liebe des Kindes füllte mich nicht ganz aus. Eud wir da nicht zu einem Kind gekommen, auf das wir gar nicht rechnen, lieber Mann? Nun darfst du auch nicht vergessen, daß ich die Mutter deines Kindes wurde, daß ich dein Weib wurde: eine Mutter, Eberhard, verlißt ihr Kind nicht in Lebensnöten.“

Sie lehrte zu der Kranken zurück. In der Nacht trat die geerdete Axt ein; sie führte eine Untersuchung herbei. Den Morgen erklärte der Arzt sich wieder alles Erwarten zufrieden mit der Patientin. Noch einigen Tagen war die Gefahr vorüber.

Jopperei.

Der Stadtheld schlänktlich kommt über die Feldmark und liegt in einem Kornfelde einen Mann stehen. Sojort ruft er ihn an und fordert ihn auf, aus dem Korn herauszukommen. Der Angerknecht bleibt aber ruhig stehen und sängt sogar an zu lachen, als er die Aufregung des tüchtigen Mannes gewahrt. Schließlich sährt dieser mit drohender Gestalt: „Wollen Sie nun gefällt aus dem Roggen herauskommen?“

Der andere bleibt nach wie vor ruhig stehen, sagt aber grinsend zu dem Wächter der Ordnung: „Herr Stadtheld, Sie irren sich; das ist gar kein Roggen, das ist Weizen!“

Zeit facht sich schließlich Antilg blutrot, und laut leuchtend vor ihm brüllt er: „Zeit will mich der Keel auch noch beehren! Also wollen Sie nun heraus aus dem Weizen oder nicht! Ich fordere Sie zum letzten Male auf!“

Dann machte er Miene, seinen Degen zu ziehen und in das Kornfeld hineinzuwinkeln, um den Wächter zu vernichten. Götchen aber noch ganz dazu gekommen ist, ruft der in Korn stehende Bauer gemühtlich: „Seien Sie zu gut, Herr Stadtheld, ich werde doch wohl noch in meinem Kornfeld stehen können!“

Gut gemeint.

Einst kam eine Bauernfrau aus dem Schleswigischen zum König Friedrich VII. von Danemark, der auf dem Schloß in Glücksburg wohnte, um die Freigabe ihres einzigen Sohnes vom Militärdienst zu erwirken. Vor dem Audienzsaal zog sie ihre Hofschaube aus und sagte zu dem dienenden Adjutanten: „Helfen Sie mir gut auf meine Panofjeln auf! Sie haben ja doch ein anderes zu tun!“

Als sie den jämlich torpulenten König sah, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Mein Gott, was ist heid!“

Der König lachte herzlich über diese originale Huldwigung und erfüllte ihr ihre Bitte, gab ihr sogar die schriftliche Zustimmung, daß ihr Sohn nicht zu dienen brauche, da die Frau es durchaus schriftlich haben wollte.

Nachdem sie den Schein empfingen, zog die Watterin einen Taler aus der Tasche und überreichte ihn dem König mit dem Worten: „Unser Schatz nimmt für alles zwei Taler, oder Sie sind 'n reicher Mann. Sie werden's ja wohl für einen tun.“

„Zahlreicher Einbruch.“

Nichter: „Angeklagt, was haben Sie darauf zu sagen?“

„Ich bin unversehens eingebrachen.“

Nichter: „Unversehens! Wie können Sie einen Einbruch unversehens begangen haben! Reden Sie doch nicht solchen Unsinn!“

„Unjust, gornicht. Ich wollte neben anbrechen.“

„Was sagt'st. 24 Jahre verheiratet und jedes Jahr die Wohnung gewechselt! Da können Sie ja nächstes Jahr Ihre wohlverdienende Heirat feiern!“

— Zweierlei. Ach, Herr Doktor, sieht man Sie auch wieder einmal! Wie geht's? Immer noch bei guter Laune, wie ehedem?“

„Danke, ja!“

„Und die gnädige Frau?“

„D... die ist auch immer gut — bei Tamen!“

Die Maare in der Eifel.

Bengen der letzter vulkanischen Tätigkeit in Deutschland.

Keiner anderen Gegend Deutschlands ist so sehr der Stempel grobhartiger, in die Augen springender geologischer Vorgänge aufgedrückt wie Gebiete der Eifel; ist es doch das Gebiet, in dem zum letztenmal in Deutschland gewaltige vulkanische Kräfte tätig waren, wo man noch richtig, wenn auch erstarre und erkaltete Lavaströme vor Augen hat, die aus dem Krotcher der einsigen Vulkane hervorgebrochen sind und auf weite Strecken alles überschüttet haben. Selbst die letzten Zustände der Aemigje der vulkanischen Tätigkeit sind hier noch in Gestalt von Foketten (Kohlenfaure-ausströmungen) zu bemerken. Die deutlichsten Zeugen dieser Tätigkeit oder sind die sogenannten Maare.

Der Name „Maar“ bezeichnet ursprünglich wohl nur eine trichterartige Vertiefung, wie er z. B. auch von den Trichterwohnungen der alten Germanen (Maare oder Martellen) gebraucht wird, für den Geologen aber bedeutet es nach eben den Gestalten der Eifel eine ganz bestimmte vulkanische Bildung. Auffallend ist zunächst die runde oder ovale Gestalt und der Mangel eines Zuflusses und Abflusses. Hierzu kommt noch die ganz bedeutende Tiefe, die im Verhältnis zur Größe des Sees gradezu enorm ist. Der größte Durchmesser des Gemäuers Maars z. B. beträgt 1400 Fuß, der kleinste 1200 Fuß, und dabei hat der See eine Tiefe von 200 Fuß. Dies sind ganz ungewöhnliche Verhältnisse, und sie können in keiner Weise durch Auswaschungen oder irgend welche wasserige Bildung erklärt werden. Der Grundes liegt deshalb nahe, daß es sich bei den Maaren um sogenannte „Kraterseen“ handelt, d. h. um spätere Ansammlungen von Wasser in einem alten, nicht mehr aktiven Krater eines Vulkans.

Im der Tat ist das Maar ein im ersten Stadium der Eruption gleichem Boden geliebener Vulkan, ein „Kalanenbep“, wie sich ein Geologe ausdrückt. Stellen wir uns vor, daß sich in den glauflässigen Massen der Erde eine Eruption vorbereitet, so wird zunächst eine enorme Spannung in den eingeschlossenen Massen stattfinden. Diese werden sich an einer besonders schwachen Stelle der Erdkruste Luft, aber nicht durch langsamem Entweichen der Gase, sondern durch eine schupfartige Explosion. Es wird dabei ein relativ kleiner Pfropfen der Kruste hinausgeschleudert und ein rundlicher Schußkanal gebildet, durch den nun mit großer Gewalt Dämpfe und später auch die Eruptivmassen ihren Ausweg suchen. Aus vielen Angaben wissen wir, daß das Gebiet der Eifel in früheren Zeiten ein großer Explosionsherd gewesen ist. Tief unter den Grauwoden und anderen Sedimenten bereiten sich im Inneren der Erde die Eruptionen vor. Sind diese überstanden, so treten wieder ruhige Zeiten ein, die fortwährenden Wärme des Hoehes sind nicht von langer Dauer; durch Hitze und ersehende Dämpfe angegriffen, bröckeln sie rasch zusammen, und das tiefe Loch fällt sich mit den einströmenden Schuttmassen, zusammengezogen mit den vom Wände her eingeschwebenen Aschen aus, bis ungefähr der natürliche Wasserstand der rollenden Erde (45 Grad) erreicht ist. Das Wasser sammelt sich in dem Loch an, und so entsteht allmählich ein frieblicher See, ein Maar, an der Stelle jener wilden Parozismen der Erde.

Parfümabfabrikation an der Riviera.

Die alte Stadt Grasse, am Südsüdhang des Rocanignon, einft römische Gründung, im 13. Jahrhundert Zufluchtsort der Bewohner von Ansbis, die sich vor den Barbaren den nach Grasse zurückzogen, ist heute die gewerblichste Stadt an der Riviera. Sie verdant ihre Blüte in erster Linie der Parfümabfabrikation, die sie durch eine großartige Blumenzucht unterstügt. Das wichtigste Produkt ist das Neseöl, das aus den Blüten der bitteren Orangen hergestellt wird. Sehr bedeudend ist auch die Fabrikation der für Toilettemittel aller Art so viel gebrauchten Rosenessenz. Zu 1 Liter Esenz werden nicht weniger als 12,000 Kilogramm Rosen verwendet. Aus den Blüten des großblütigen Jasmins macht man Jasminöl, 100 Kilogramm Blüten geben nur 12 Gramm Esenz.

Aus den Blüten der Melargone wird Ceananthol gemacht, auch die Blüten der Tuberoje, der Jonquille, der Zitronenwurzeln, das Sandelholz, die Beichenzwergel werden verwendet. Der Verbrauch von Parfüms hat noch zugenommen, seitdem deren antiseptische Wirkungen bekannt geworden sind. So wird der Pythusschimmel durch Zimtfenz in kürzester Zeit, in 12 Minuten, getötet, durch Thymianfenz in 35 Minuten, durch Majoran in 75 Minuten. Andere Stoffe darf nicht verschwiegen werden, daß viele Parfüms schädlich auf das Verdauungssystem wirken.

Die Witterung.

Ein Wintermorgen — trüb, ungemütlich! Vor einem schwer beladenen Kohlenwagen schnauft ein Arbeitspferd. Der Dampf aus dem Nebel quillt in den Nebel hin ein. Die breiten Wagenräder trauntern schwerfällig über das nasse Pflaster. Nebenher trotzt ein Mann Arbeitskleidern, die Fettsche unter dem Arm, die Hände in den Taschen, die Ohrlappen an der Mütze herunterhängend, mürrisch, grob!

Ab und zu öffnet er den Mund, stößt eine Dampfsäule heraus und dann in geschäftsmäßiger Eintönigkeit: „Wrei—lett!“

Der Puls prallt gegen die Nebelwand, ohne Klang, ohne Echo. Ein dumpfe Schwere lagert in der Luft genährte.

Hinter dem Fuhrwerk her schleicht ein Weib mit hochgezogenen Schuhterzen und eingebucktem Kopfe. Der Nebel rieselt ihm auf das glatte Haar und das zersträhne Schultertuch. Die dünne, verhasppte Stock ist feucht und schlammig ihm um die Knie.

Wenn der Fuhrwerk seinen Schritt ausstößt, oder eine Haustür geöffnet wird, und jemand mit einem Koz zum Wagen kommt, spricht es zu dem Weib unter einem Heißigend und weicht um ein paar Schritte zurück. Seine Augen sind immer jähredend, ängstlich, juchend; seine Danken wirbeln um das eintönig Dreierlei: Hunger, Schläg, Vertung! Ein halbes Wochentag hindurch, immer so, immer gleich!

Von dem Wagen herunter hat etwas auf das Straßenpflaster. Ein Knäbter springt das Weib her wüßt die Kohlenstücke aus dem Eschenschmutze heraus und wirft sie hastig, verflochten, fchedhoft seine Schürze. Und dann bohren seine Augen in die Wagenöffnen wieder tief, wo bereits eine zu Britenform, länglich, glänzend schimmerender Marmor, herausgerollt ein Mittelstück über den nach hervorstehenden Straßenstein und der flackert's nieder und verschwindet das Kohlenstück unter der Schi Die Frau lächelt ganz glücklich brückt ihren Schatz an sich, so leicht, als war's ein Kind an il Büfen. Dabei sagt sie leise: „Zobhändche!“

Da plumpst gleich zwei auf Pfstajer. Sie stößt einen heftigen, verbrühten Freudenstöh aus, wirft sich über den Hund.

„Eine becke Faust greift ihr ins nia und reißt sie jah empur.“

„Spühberich!“ Na soll dich Her mit den Dingen!“ Mit der ihr plumpen Hand hat er gleich her hoch und Schultertuch e und zwingt den zusammengebred Körper zum Stehen. Unter jden Aemigen will sie sich loszerrren umflummert kraupstich die Re jünde unter der Schürze.

„Wat hasto noch getriebigt?“ i sie der Fuhrwerk rot an und an ihrer Schürze. Das Schürze reißt entzwei; sie läßt sich sch und zerrren, aber fester drückt sie Erllapperte an sich und stammel mer nur das Eine:

„Für! Zobhändche! Schlagt dot, aber zerlegen in ich nicht!“

Fuhrwerk erdröft ihr Eignisringt während mit ihr, seine Ha gertacht, ihr Haar ist geroauft, dann hebt er die verkümmerte, Gestalt empor, läßt sie auf Straßenpflaster niederplumpst fährt weiter: „Wrei—lett!“

Sie tritt sich auf und läu Stroge zurück in enge Gassen, in das enge Haus und in das tette Kellergefes. In der s kaltem riecht es muffig un kallen Rauch. In der Ecke si jersprungener Ofen mit einem ten qualenden Rosenfück Neben dem Ofen auf einem alter Kleider ein abgehehrter hüßlich, teilnahmlos!

„Zobhändche!“ nickt und rußt zu, und er lächelt nicht einmal, me lene Joug! Zeit fällt habe, ja wari nur, Jougchel!“

Sie gibt sich keine Zeit zum ruhen, nicht vor dem Ofen, i Blut an und legt die Stoff sein, bedächtich, wie etwas e und Koffers hinein. Dann i und flacker't, wie es knistert und so warm ist's, so wöblig

„Zobhändche! Mei lener Jo lach mich an und sag; Malle is, schön warm is! — Zobhän Zobhändche!“

Sie nimmt sie einstakten den in die ihren und bauscht und steckt sie ins Schultertuch, warm wird's in der Kamrn das Zobhändche wird immer

„Dot bist!“ jährt das We „dot bist, Zobhändche, mei Joug — — un jekt is warm Stumm und unbeweglich dann neben ihrem Kinde, sel eine rote, und kann nicht we

Das Feuer flackert im C Welt von der Stroge her b Ruf: „Wrei—lett!“

Drei—kett.

Esze von Nanny Ramlthe

Ein Wintermorgen — trüb, ungemütlich! Vor einem schwer beladenen Kohlenwagen schnauft ein Arbeitspferd. Der Dampf aus dem Nebel quillt in den Nebel hin ein. Die breiten Wagenräder trauntern schwerfällig über das nasse Pflaster. Nebenher trotzt ein Mann Arbeitskleidern, die Fettsche unter dem Arm, die Hände in den Taschen, die Ohrlappen an der Mütze herunterhängend, mürrisch, grob!

Ab und zu öffnet er den Mund, stößt eine Dampfsäule heraus und dann in geschäftsmäßiger Eintönigkeit: „Wrei—lett!“

Der Puls prallt gegen die Nebelwand, ohne Klang, ohne Echo. Ein dumpfe Schwere lagert in der Luft genährte.

Hinter dem Fuhrwerk her schleicht ein Weib mit hochgezogenen Schuhterzen und eingebucktem Kopfe. Der Nebel rieselt ihm auf das glatte Haar und das zersträhne Schultertuch. Die dünne, verhasppte Stock ist feucht und schlammig ihm um die Knie.

Wenn der Fuhrwerk seinen Schritt ausstößt, oder eine Haustür geöffnet wird, und jemand mit einem Koz zum Wagen kommt, spricht es zu dem Weib unter einem Heißigend und weicht um ein paar Schritte zurück. Seine Augen sind immer jähredend, ängstlich, juchend; seine Danken wirbeln um das eintönig Dreierlei: Hunger, Schläg, Vertung! Ein halbes Wochentag hindurch, immer so, immer gleich!

Von dem Wagen herunter hat etwas auf das Straßenpflaster. Ein Knäbter springt das Weib her wüßt die Kohlenstücke aus dem Eschenschmutze heraus und wirft sie hastig, verflochten, fchedhoft seine Schürze. Und dann bohren seine Augen in die Wagenöffnen wieder tief, wo bereits eine zu Britenform, länglich, glänzend schimmerender Marmor, herausgerollt ein Mittelstück über den nach hervorstehenden Straßenstein und der flackert's nieder und verschwindet das Kohlenstück unter der Schi Die Frau lächelt ganz glücklich brückt ihren Schatz an sich, so leicht, als war's ein Kind an il Büfen. Dabei sagt sie leise: „Zobhändche!“

Da plumpst gleich zwei auf Pfstajer. Sie stößt einen heftigen, verbrühten Freudenstöh aus, wirft sich über den Hund.

„Eine becke Faust greift ihr ins nia und reißt sie jah empur.“

„Spühberich!“ Na soll dich Her mit den Dingen!“ Mit der ihr plumpen Hand hat er gleich her hoch und Schultertuch e und zwingt den zusammengebred Körper zum Stehen. Unter jden Aemigen will sie sich loszerrren umflummert kraupstich die Re jünde unter der Schürze.

„Wat hasto noch getriebigt?“ i sie der Fuhrwerk rot an und an ihrer Schürze. Das Schürze reißt entzwei; sie läßt sich sch und zerrren, aber fester drückt sie Erllapperte an sich und stammel mer nur das Eine:

„Für! Zobhändche! Schlagt dot, aber zerlegen in ich nicht!“

Fuhrwerk erdröft ihr Eignisringt während mit ihr, seine Ha gertacht, ihr Haar ist geroauft, dann hebt er die verkümmerte, Gestalt empor, läßt sie auf Straßenpflaster niederplumpst fährt weiter: „Wrei—lett!“

Sie tritt sich auf und läu Stroge zurück in enge Gassen, in das enge Haus und in das tette Kellergefes. In der s kaltem riecht es muffig un kallen Rauch. In der Ecke si jersprungener Ofen mit einem ten qualenden Rosenfück Neben dem Ofen auf einem alter Kleider ein abgehehrter hüßlich, teilnahmlos!

„Zobhändche!“ nickt und rußt zu, und er lächelt nicht einmal, me lene Joug! Zeit fällt habe, ja wari nur, Jougchel!“

Sie gibt sich keine Zeit zum ruhen, nicht vor dem Ofen, i Blut an und legt die Stoff sein, bedächtich, wie etwas e und Koffers hinein. Dann i und flacker't, wie es knistert und so warm ist's, so wöblig

„Zobhändche! Mei lener Jo lach mich an und sag; Malle is, schön warm is! — Zobhän Zobhändche!“

Sie nimmt sie einstakten den in die ihren und bauscht und steckt sie ins Schultertuch, warm wird's in der Kamrn das Zobhändche wird immer

„Dot bist!“ jährt das We „dot bist, Zobhändche, mei Joug — — un jekt is warm Stumm und unbeweglich dann neben ihrem Kinde, sel eine rote, und kann nicht we